

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würllichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800]

Sechzehnter Brief. Adelaide Ryzig an Hedweg Renard.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8444

Sechzehnter Brief.

Adelaide Nyzig an Hedwig
Renard.

Jungfer Braut!

Ich will Ihnen nun doch auch zeigen, daß ichs versteh, wie man schreiben muß, wenn man die Ehre hat, an eine Braut zu schreiben. Was nun weiter? Ich weiß es nicht. Ich habe Dir ja wohl viel Heil und Seegen gewünscht? In meinem Herzen wenigstens. Mutter hat ganz recht, wenn sie sagt, daß du viel besser aussiehst, als ich. Nun, wenn sich die gute Frau darüber nicht schämt, brauche ich mich gar nicht zu schämen. Wilhelm ist wirklich weit bes-

fer ausgefallen, allein alle Gebäcke und Gebräue gerathen nicht immer gleich gut. Ohne schön zu sein, habe ich in der Welt unserer Kleinmeister doch Verwüstungen genug angerichtet. Was mir Nyzig auch verargt, nie verargt er's mir, daß ich ein so mittelmäßiges Aussehn habe. Nyzig sage ich und nicht mein Mann. Mit ihm kann ich kein Land umsegeln. Wenn du mir wieder unrecht giebst, dann werde ich weit zorniger auf Dich sein, als auf deinen großen Freund Nyzig; das ist viel gesagt. Er kam so sehr gut gelaunt nach Hause, daß ich mir einen recht vergnügten Tag versprach. Doch es wird dies alles ein Mischmasch. Ich werde Dir das Ganze gelassen erzählen. Er kam ehegestern so vergnügt mit mir aus Deiner Gesellschaft, daß ich mir einen herrlichen folgenden Tag versprach. Er sagte immer: „liebes Kind, Weibchen und ich ließ (Du weißt's, ich bin mit einem guten Worte zu leiten) Fünfe grade sein. Ich war bloß mit meinem Mann zufrieden und glaubte, ich könnte wohl mit ihm auf eine Bauerkirchmeß kommen. Ja, so manchen Franzosen! . . . Aber ich merke wohl, ich muß weiter ausholen. Wiße dann, daß Nyzig einen Freund im Haag

hat, einen gewissen Herrn Goebemann, daß dieser vor einigen Tagen durch Amsterdam passirte, mit seiner Frau, ein Kind, eine Amme bei sich hatte und uns eine sehr ceremonielle Visite machte. In ganz Amsterdam ist nur eine einzige so elegante Equipage, wie er hatte. Weiße Liverei mit Silber besetzt: o! so schön! Madam und ich waren sogleich Freunde. Unsere Freundschaft fing an, wie bei den meisten Damen, mit einer Eröffnung über gewisse Dinge, die gewissen Frauen unter gewissen Umständen wohl vorkommen und die wir, wenn wir erst ein Jahr weiter sein werden, auch wohl eine krause Stirn verursachen können. — Kurz, die Zeit lief zu Ende, eh wir's dachten. Wir hofften, das Gespräch noch einmal zu wiederholen; aber unsere Männer hatten es so eilig, daß sie von unserm Hoffen nichts merkten. Als sie weg waren, wußte ich nicht Worte genug zu finden, um es auszudrücken, wie sehr mir Madam Goebemann gefiele. Ich habe seitdem nichts gedacht, gesprochen, geträumt, als von ihr. Madam Goebemann! Madam Goebemann! Mit einem Wort, sie war eine liebenswürdige Frau. Mein Haushahn, ja, ich will auf ihn schelten, sagte

nicht viel und ich gutes Geschöpf schloß daraus, daß er mich nicht eifersüchtig machen wollte. Du lieber Himmel, von meinem Nächsten denke ich immer das Beste! Ein Mann, der wie ein Bär brummt, ist ja doch auch mein Nächster! Ist er das nicht?

Des Morgens beim Frühstück fanden wir auf dem Tische einen Brief. Er las ihn durch und schwieg. Ist's ein Geschäftsbrief, Nyzig? fragte ich.

Er. Nein, er ist von Goedemanns. Da, Liebe, lies ihn nur.

Ich. Ich las ihn und sagte darauf: Ei, das ist sehr artig. Wie gehn doch gewiß? In zwei Jahren bin ich nicht in dem Haag gewesen. (Er läßt mich immer erst recht ausplappern, das that er diesmal auch.) Der Hof wird recht brillant sein! Es ist noch früh im Frühjahr. Alle Vergnügungen sind noch im Schwange. Lieber Nyzig, wenn reisen wir? Künftige Woche? Ich bin jetzt noch munter und wohl.

Er. Ich hoffe, daß das kein Ernst ist, was du da sagst. Mein liebes Kind, wie kann ich daran denken, mit dir nach dem Haag zu reisen? Arbeiten, arbeiten, das ist meine Sache.

Sch. Kannst du nicht deinem Buchhalter die Direktion anvertraun? Die Mutter ist ja auch noch nicht in ihr neues Haus gezogen, die besorgt alles.

Er. Dies würde ich zum wenigsten nicht wählen.

Sch. Auch nicht, um mir die allergrößte Freude zu gewähren?

Er. Ist's denn deine größte Freude, einmal im Haag zu logiren?

Sch. Wenn dies nun der Fall wäre, ist das so unrecht?

Er. Wie man es nimmt. Ich denke, daß eine gute Frau nirgends so gern sein muß, als

in ihrem Hause, besonders wenn sie in demselben so viele Veranlassung findet, vergnügt und heiter zu sein.

Jch. So, so! Ich merke es schon. Mit der Reise wäre es also nichts. Sehr wohl! dies ist das leztmal, daß ich dir Gelegenheit gebe, mich zu quälen. Ich werde nun bald gegen alles gleichgültig werden; jedoch nicht aus Gleichgültigkeit, das kann ich dir sagen.

Er. Du wirst dich wohl noch bedenken. Ich kann nicht fort, und du willst doch nicht ohne mich reisen, um nicht. . .

Jch. Allerdings nicht ohne dich, um nicht. . . Müßte dich dies aber nicht nachgiebiger machen? Höre, weißt du was? Ich werde dich um nichts mehr bitten, dann wirst du zum wenigsten das Vergnügen entbehren müssen, mir stets alles zu versagen, was mir gefällt. (So verdrüsslich war ich nie und stieß noch eine ganze Schiffsladung Thorheiten heraus.)

Er. Wenn du mit mir nicht vernünftig re-

den willst, so gehe ich fort; sonst würde ich dir die Gründe mitgetheilt haben, warum ich dir die Bitte abschlug; allein das muß unter uns bleiben. (Er stand auf, die Neugierde regte sich in mir, ich überwand mich.)

Ich. Nun, sprich, sag an, was hast du dagegen?

Er. Du mußt dort bei ihnen logiren.

Ich. Hast du denn Freunde, denen du deine Frau nicht anvertrauen kannst? Das ist doch komisch. . .

Er. So muß es dir freilich scheinen. (Er setzte sich mir zur Seite.) Das Komische soll bald verschwinden; du sollst selbst urtheilen. Du mußt nicht glauben, daß es mir Vergnügen macht, dich zu quälen.

Ich. Du denkst wohl, daß ich das alles so glaube, wie du's sagst? . . . (Ich lachte) Nun, warum darf ich denn nicht dahin reisen? Es sind ja doch deine Freunde.

Er. Weil diese meine Freunde, wie die vornehmsten Leute im Haag leben und du weißt, daß mir der vornehme Ton zu sehr mißfällt, um ihn je in meinem Hause eingeführt zu sehn. Wir Amsterdammer Kaufleute müssen uns wenigstens durch ein regelmäßiges, arbeitsames Leben, von solchen Menschen unterscheiden, die wir Straßenläufer, Müßiggänger nennen. Ich fürchte auch, daß du noch nicht ganz von deinem alten Uebel genesen bist, um dich mit Sicherheit in ein Haus von großem Ton zu bringen. Handle ich also nicht besser, daß ich dich nicht in Versuchung führe?

Ich. Ich glaube nicht, daß du deine Sache mit so guten Gründen vertheidigen könntest. Es sind aber doch deine Freunde!

Er. Herr Goedemann war mein Freund, eh er sich verheirathete. Damals lebte er so ordentlich, unordentlich nicht. Ich breche nicht mit meinen Freunden, denen ich vielleicht noch nützlich werden kann, ob ich gleich ihre Thorheiten nicht gut heiße. Madam Goedemann ist eine liebe Frau, die nur in andere Hände gefallen

sein müßte, als in die eines Mannes, der unfähig ist, ihr etwas zu verweigern, auch dann, wenn er einsteht, daß es ihr nachtheilig ist.

Ich. Nun, darüber habe ich eben nicht zu klagen. (Er lächelte.)

Er. Wenn wir bei ihnen logiren, so erfordert es die Artigkeit, daß wir sie wieder zu uns bitten, dann geräthst du wieder in den Stroh, aus dem ich dich, halb mit und halb ohne deinen Willen, gezogen habe. Einem solchen Uebel muß ich im Entstehn vorbeugen.

Ich. Eduard, ich bin giftig böse.

Er. Und warum?

Ich. Und . . . war . . . warum? Ei, weil du die Gründe immer auf deiner Seite hast.

Er. Sonst nichts? Komm her, ich will dich mit den Gründen versöhnen; dann wirst du

sehn, ob sie wohl immer auf meiner Seite stehen werden.

Ich. Sie sehn mir viel zu gesetzt aus. Ich achte sie wohl, aber ich stimme mit ihnen nicht überein, um sie zu meinen Freunden haben zu wollen.

Er. Ich fürchte, daß du noch eine alte Zuneigung für ihren alten Feind hast und daß der dir eine Menge Böses von ihnen erzählt.

Ich. Für ihren alten Feind? Wer ist das, Liebchen, sprich?

Er. Das Liebchen ist Madam la Mode . . . mit einem recht französischflatterhaften Charakter; unfähig, die Freundin einer braven holländischen Frau zu sein.

Ich. So ganz unrecht hast du nicht.

Er. Wenn unsere Freundin in Rotterdam wohnt, werden wir sie, sobald ich nur Zeit dazu habe, besuchen. Das wird dir ja auch

wohl angenehm sein? Und ihr zukünftiger Mann. . .

Ich. Ist kein Mann von Welt.

Er. Wie kannst du meine Gedanken errathen?

Ich. Du sprichst sehr verständlich.

Er. Weil ich verstanden zu werden wünsche.

Er ging aufs Comtoir. Oh er nach der Börse eilte, gab er mir einen Brief zu lesen. Es war eine artige Antwort, sehr schonend. Er sagte: daß er jetzt nicht abkommen könne und daß ich, besonders jetzt nicht, mich nicht entschließen werde, ohne ihn nach dem Haag zu reisen. &c.

Verdrüsslich bin ich, daß ist gewiß, aber größtentheils nur auf mich. Es ist doch ärgerlich, daß er beim Schluß der Rechnung, jedesmal recht behält. Höflichkeitshalber müßte er doch dann und wann unrecht haben. Noch ein

Wort über die Helber. Ich wünsche Dir viel Glück, aus ganzem Herzen wünsche ich Dir Glück. Sieh, so bin ich auch wieder nicht, daß ich einem Menschen etwas mißgönnen sollte, wozu ich selbst keine Lust habe. An einer Freundin, wie Du es für mich bist, laß ich mir genügen. Von einer großen Freundschaft habe ich keine Vorstellung. Ich sehe wohl ein, daß ihr einander recht gefallen werdet und daß Du mit Jacobine und Christinchen ein schönes Freundschaftstrio anstimmen wirst. Soll ich aber nicht schadlos gehalten werden? Sieh einmal, Kind, da gehst du nun so aus unserm lieben Amsterdam und der Himmel weiß, wann ich dich wieder seh. Dein Mann wird Dir gewiß mehr erlauben, als mir der meine. Du wirst ihn, als sein Schatten begleiten und das wird nicht anders sein.

Ich habe Dich recht lieb und sehe Dich gern, ich müßte also nun in Verzweiflung sein, daß Du uns verlässest; allein ich mag es wohl leiden, daß Du mit deinem Geliebten durchgehst; und bei dem allen bin ich nicht zum Ersticken und schmerzlich in meinen sehr redlichen Mann verliebt. — Sonst müßte Dir in dem, was ich

sage, manches dunkel vorkommen. Unsere heutigen Fraun opfern sonst sehr gefällig (im ersten halben Jahr ihrer Eh) alle ihre Freunde dem neuen Abgott auf, vor welchem die süßen Seelen anbetend niederfallen. So sehr wirkt das Neue auf unsere schwachen Herzen. Ich bin
deine

Abelaide Nyzig, geb. Leevend.

Siebenzehnter Brief.

Martha de Harde an Abelaide
Nyzig.

Werthe Nichte!

Sa, das muß ich Ihnen sagen und wären Sie mir auch ganz fremd, daß Ihnen die Haushaltung weit besser ansteht, als ichs gedacht